Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Lichnow.

(31. Fortsetzung).

Behend lief er den Schlüssel in das Schlüsselloch und schob langsam auf. Helles Sonnenlicht durchflutete den hellen Raum. Blumen leuchten von den Wänden, es war so weihevoll ruhig, so gar nicht schauderlich und schauerlich, wie Gerta es sich gedacht. Keine zerwühlten Kissen, keine qualmende Lampe, keine Blutlache. Nur ein weites, sonniges Zimmer, weit geöffnete Fenster und auf dem weißen, schmalen Bett ein heller Mädchenkörper, auf dessen Stirn die Majestät des Todes ruhte. Ein kleines, winziges Löchlein hörte sie in dem weißen Gesicht, ein paar Blutstropfen waren auf die weiße Bluse heruntergesickert.

Gerta stand tief erschüttert vor der Tragik des Todes. Wie konnte sie denn tot sein — die lebensprühende, kraftvolle Frida! Wie hatte sie fortgehen können, mitten aus dem Schaffen, aus dem erst beginnenden Leben heraus? Wie schwer mußte sie gelitten haben, wie einsam gerungen, bevor sie zu dem Letzten griff!

Sie wandte sich zartfühlend ab, denn Richard Welsen war herangetreten, nahm die beiden schmalen, weißen Hände, die schon völlig erstarrt waren, in seine lebenswarmen. Dann kniete er wortlos, lautlos vor dem schmalen, weißen Bett nieder und lehnte seinen Kopf auf die kalten Hände. Die kleine Pistole war zu Boden geglitten. Gerta nahm ein paar der frischen Blumen und legte sie der Toten auf die Brust. Dann trat sie leise auf den Gang hinaus, auf dem die beiden Frauen bebend vor Neugier und Grauen standen. Sie sahen verwundert in Gertas stilles, blasses Gesicht. Fräulein Frida konnte somit wohl nicht tot sein, sonst wäre Frau Heide nicht so ruhig gewesen, hätte geschrien, gelärmt. Sie wollte sich vorbei in das Zimmer drängen, doch Gerta wehrte sich.

„Laß ihn bei ihr allein," sagte sie leise, „sie schläft so gut. Sie ruht sich aus. Es war vielleicht das Beste, was sie tun konnte. Ihr geht es gut."

Die Frauen sahen sie verständnislos an. „Ist sie nun tot oder nicht?" fragte Frau Möllner.

„Ja, sie ist tot. Doch machen Sie, bitte, keinen Lärm. Wir werden alles ordnen. Sie sollen keinen Schaden haben. Und es wird auch nicht weiter bekannt werden. Gehen Sie nur von hier fort — wenn Herr Welsen herauskommt, werden wir alles besprechen."

Frau Möllner und Fräulein Berta kamen gar nicht dazu, entsetzt aufzuschreien und Lärm zu schlagen, wie sie es vor hatten. Sie senkten vor Gertas stillen, großen, traurigen Augen den Blick und schlichen in ihr Zimmer zurück. Gerta aber ließ ihre Tür offen stehen und wartete geduldig, bis Richard Welsen seine Totenfeier beendet hatte.

Er trat bei ihr ein und sagte mit leise vibrierender Stimme:

„Wir beide werden für sie sorgen, Frau Gerta, ja? Sie wenigstens verstanden sie. Vielleicht wäre sie an meiner Seite ruhiger, glücklicher geworden — vielleicht hat ihr nur das echte Weibesleben und -lieben gefehlt. Nicht für alle ist der Weg zum Glück durch die Pforte des Ruhmes offen. Auch sie hat sich durch eine falsche Stimme verleiten lassen — ließ Eltern und Mannesliebe unbeachtet und stürzte ab. Ich ahnte gestern abend das heutige Ereignis voraus und hatte mir vorgenommen, sie herauszunehmen aus dem aufreibenden, unruhigen Leben, falls mich mein Ahnen getäuscht hätte. Nun ist sie still von mir gegangen — es war wohl zu schwer für sie, den Weg zurückzugehen, der zum alltäglichen Leben führt. Friede ihrer Seele."

Gerta weinte still. Doch war sie sich voll bewußt, daß die strömenden Tränen weniger dem Tode Fridas galten als ihrem eigenen Leide und dem so vieler Mitschwestern, die den Flug zur Höhe nehmen wollen und doch ihr Ziel nie erreichten. Das Gleichnis Veltens kam ihr in denn Sinn von den Reisenden nach Ikarien. Wie vielen wird die Kunst zum Fluch, ob sie nun ein volles Können oder nur ein Könnenwollen bedeutet. Welcher Künstler ist je voll befriedigt von seinem Werke? Alle Skalen des Leides, der Verzweiflung, der Enttäuschung, der Mutlosigkeit durchwühlen seine Seele beim Schaffen seines Werkes? Beim echten Künstler, der Anerkennung, Ruhm findet, löschen die jauchzenden Freuden wohl alle Qualen aus. Doch die andern, die immer nur ringen, immer nur kämpfen und doch nicht lassen können vom Schaffen, und wenn sie es tausendmal wissen: es ist wieder umsonst.

Gerta schrak aus ihren Sinnen. Es hatte an die Tür geklopft, und Frau Möllner trat herein. Sie brachte einen Brief und sagte:

„Entschuldigen Sie nur — doch der Mann wartet auf Antwort."

Welsen nahm den Brief und las, daß er an Frida Meyer gerichtet war — an die Tote, die nichts mehr aus ihrem Schicksal hören konnte, keine Freude, kein Leid. Er sah Gerta an und fragte:

„Wollen wir ihm Bescheid geben, daß er an die Adresse des Verstorbenen sich wenden soll?"

„Natürlich, lieber Freund — öffnen Sie rasch."

Welsen las, dann packte er die Koffer. „Der Direktor bietet Frida eine Abfindungssumme, eine Entschädigungssumme an. Ich denke, wir lassen alles beim alten und wühlen nichts an die Oeffentlichkeit."

„Ja, ich bin auch dieser Meinung. Schreiben Sie dem Direktor einige Antwortzeilen."

Welsen warf flüchtig ein paar Zeilen auf seine Visitenkarte und übergab sie der Müllner. Die nahm sie und sagte ein wenig stockend: „Was ich noch sagen wollte — wir ist es, wir müssen doch anmelden?" —

Welsen griff sich an die Stirn. Daß da auch noch andere Sachen zu tun waren — nüchterne, häßliche, wie der ganze Begräbnisakt — daß der Mensch nicht einfach hinausgetragen werden kann unter irgendeinen grünen Rasen, über den sich ein Waldbaum neigt. Daß da alles Mögliche in Szene gesetzt werden muß, um einem müde gewordenen Menschenkinde das letzte Plätzchen zu sichern. Aber diese nüchternen, praktischen Sorgen rissen aus dem Seelenleid empor, brachten einen in die Wirklichkeit zurück.

Welsen sagte nach kurzem Nachdenken:

„Ich habe einen guten Freund, der Arzt ist. Der wird Herzschlag konstatieren. Für Sarg, Anzeige und Telegramm werde ich sorgen. Alles andere übernehmen wohl Sie, liebste Frau Gerta? Unter Beihilfe von Frau Möllner. Und jetzt gehe ich. Leider muß ich auch noch meinen Beruf ausüben. Und vielleicht ist das ein Segen, den man indirekt spürt. Denn wenn ich nachzudenken beginne" —

Er brach ab und wandte sich hastig um. Eine Weile verharrte er schweigend, dann nahm er seinen runden, weichen Hut und reichte Gerta wortlos die Hand. Gerta horchte dann auf seine leisen, sich entfernenden Schritte. Er ging nicht mehr zu der Toten hinein. Er hatte wohl schon Abschied genommen.

Der Stellwagen, der von Döllach nach Heiligenblut verkehrt, kroch langsam die Höhe am Berge Isel hinan. Gerta hatte einen günstigen Platz. Sie saß knapp beim Fenster und sah in die Alpenlandschaft hinaus. Wasserfälle stürzten donnernd zu Tale. Die Straße wand sich in vielen Krümmungen, und hinter jeder Biegung sah man ein anderes, reizvolles Landschaftsbild auftauchen.

Die junge Frau lehnte müde den Kopf zurück. Wie freute sie sich auf die stillen Arbeitswochen. Die letzten Tage in Berlin waren eine furchtbare Zeit, die sie wohl nicht bald würde vergessen können. Gleich nach der Beerdigung Fridas hatte sie ihre Sachen gepackt, die Möbel alle in ein Zimmer stellen lassen und das andere Zimmer abgegeben. Sie brauchte in der Zukunft nur einen Raum.

In einer Fachzeitschrift las sie dann eine Annonze, die ankündigte, daß Schriftsteller ein ruhiges Heim zum ungestörten Arbeiten finden können. So hatte sie sich auf den Weg gemacht, ohne lange zu forschen und zu zweifeln. Nur fort aus Berlin — in eine ganz neue schöne Gegend.

Sie kannte Heiligenblut noch nicht. Sie wußte nur, daß es am Großglockner lag. Der Weg bis dahin war schön und interessant. Sie war über Salzburg, Gastein gereist, die neue Tauernbahn hatte ihr alle ihre Schönheiten mit den schroffen Felswänden, den schier unendlichen Tunnels gezeigt. Und leise fühlte es Gerta, wie beim Anblick der Natur all das Trübe der letzten Zeit von ihr wich, wie ihre Seele licht und frei wurde wie der Himmel, der kristallklar über dem Hochgebirge blaute.

Der Postwagen passierte Winklern und Döllach und traf gegen Abend in Heiligenblut ein. Schon von weitem sah Gerta mit stummem Entzücken den Riesen des Tauerngebietes, den Großglockner, in königlich schimmernder Reinheit in den Himmel ragen. Die Sonne war gerade untergegangen, und ihr letzter Widerschein warf einen schimmernden, in allen Skalen von Rot leuchtenden Glanz zurück. Und in diesem spielenden, roten Glanz stand das schneeige Haupt reglos, stolz, wie ein König bei seiner Krönung. Gerta starrte zu dem fernen, fast transparent scheinenden Gipfel empor, und ihre Hände falteten sich vor leidenschaftlicher Freude an der Naturschönheit. Wer das so, so in dieser Beleuchtung, in dieser flammenden, roten Abendstimmung malen könnte! Malen, hingeben kann man sich, wenn man eine Talent hat. Wer das spröde Schneelicht mit einer kühlen Farbe zu schildern, wie man es gelesen und man es den andern darstellen möchte, hat ihr schon, schon Gerta, und ihr kam der Wunsch, es gleich in den nächsten Tagen zu versuchen. Sie suchte nur die gleiche Abendstimmung abzuwarten, bei jeder drohen der Tages, auf jeder Stimmung braucht man sich nicht zu einer Arbeit das Leben geben, die sie zu einem Erfolg führen würde. Das fühlte sie.

In einem Hof erhielt sie ein kleines Zimmerchen im großen Gasthof mit einem Balkon vor dem Fenster. Sie hatte große Lust, sich auf den Balkon, der seinen roten Blumenschmuck von sich getan und sich jetzt in jungfräulicher, strahlender Reinheit und Weiße dem grünlichen Abendhimmel, davon die Berge leicht erhoben, abhob.

Stille Tage begannen nun für Gerta. Sie arbeitete mit Lust und Schmerz. Und trugdem sie allein und ungestört war, kam sie nicht recht vorwärts. Die Gestalten ihres Romans verschoben sich hier in der völlig veränderten Naturwelt. Gerta versuchte umsonst, sie in ihren früheren Gestalt zu zeichnen. Sie waren noch nicht zu ihrem Eigentum geworden, hatten nicht feste, unverrückbare Züge angenommen. Da zerriß sie voll Verzweiflung ihr Werk und flammerte sich jetzt an die ihr vorschwebenden Figuren. Alle anderen Gedanken bannte sie streng und weit aus ihrem Kopfe. Sie gab nicht einmal Rosi Veiten ihre Adresse an, damit kein Brief aus der Heimat sie in ihrem Schaffen störe.

(Fortsetzung folgt.)

Opfer.

Unter dem Begriff „Opfer" mißversteht man häufig vieles, faßt es zu allgemein auf, und es kann doch kaum etwas persönlicher sein, als ein Sichaufopfern zugunsten anderer. Denn — was dem einen eine große Ueberwindung, ein Opfer bedeutet, dünkt dem anderen ein Leichtes und Kleines, ja, mitunter ein Vorzug, ein Vergnügen. Die echten, mit tausend seelischen Schmerzen erkauften Opfer, die man sich selber oder anderen bringt, vollziehen sich meist in aller Stille; von ihnen reden diejenigen, welche sich zum Opfermut durchgerungen haben, gewöhnlich nicht, weil das Vollbrachte etwas so Großes, Tiefes, ja Heiliges ist, durch das mitunter ein Menschenleben in ganz neue, höhere Bahnen gelenkt werden kann. Und jedes laute Wort darüber käme einer Entweihung gleich. Opfer, mit denen man sich brüstet, die man an die große Glocke hängt, um derentwillen man sich gern von seinen Mitmenschen bewundert oder beneidet sieht, sind im Grunde gar keine Opfer — sondern oft lediglich Mittel zum Zweck! Das Dichterwort:

„Liebe, die von Herzen liebt, ist am
reichsten, wenn sie liebt,
Liebe, die von Opfern spricht, ist
schon rechte Liebe nicht"

ist dann richtig am Platz. Am wenigsten redet wohl eine Mutter von Opfern; denn alles, was sie für ihre Kinder tut, und übte sie hierbei auch die größte Selbstverleugnung, betrachtet sie doch nicht als ein Opfer. Die Kraft der Mutterliebe überwindet, was scheinbar unmöglich ist. In der Stärke der Opferfähigkeit ist eine Mutter unerreichbar, und wenn sie hierbei auch wohl einmal über das Ziel hinausgeht, wer wollte über eine Mutter, der ein Sichaufopfern für ihre Kinder etwas Selbstverständliches bedeutet, deswegen allzu hart zu Gericht sitzen?! Gewiß, die vernünftige Ueberlegung soll nirgendwo, am allerwenigsten in Erziehungsfragen, zu kurz kommen; aber selbstlose Liebe, die ja so oft blind zu sein pflegt, fragt nicht viel nach den Schranken, welche auch dem Opferbringen gezogen sind. Wer vermöchte jedoch die Opfer zu zählen, die solche Liebe umsonst gebracht hat, oder die von schlimmen Folgen begleitet gewesen sind, die in den Seelen der Kinder die Selbstsucht haben groß werden lassen! Andererseits dienen diese Opfer dazu, einem späteren Geschlecht als schönes Vorbild zu gelten; man sagt sich: „Das hat unsere Mutter für uns getan, für uns hat sie gedarbt, gearbeitet, nur an unser Wohl denkend" — und man bemüht sich, in dieselben Fußtapfen zu treten, seinen eigenen Kindern das Gleiche an selbstloser, opferfreudiger Liebe und Sorge zu geben.

Und nicht nur die Mütter — überhaupt die Frauen sind groß, wenn es gilt, Opfer zu bringen, und so manche einsam durchs Leben hinwandelnde Frau hat in aller Stille ein Opfer zum besten anderer gebracht, ist eben aus diesem Grunde einsam für immer geblieben; eine Schwester zum Beispiel opfert ihrem Bruder zuliebe, der leichtsinnig sein eigenes Geld — und vielleicht gar noch fremdes dazu — vertan oder verspekuliert hat, ihren Anteil am elterlichen Erbe, damit er wiederum festen Fuß zu fassen vermag, sich eine neue Existenz gründen kann. Und sie verzichtet klaglos darauf, leiser die Gemeinschaft des Lebens kennen zu lernen, eine glückliche Frau und Mutter zu werden. Als unbemittelte Mädchen weiß sie dem Manne ihrer Wahl, der selber arm ist, entsagen; die Zeit verstreicht, das Mädchen altert, es stellt Vergleiche an zwischen dem Einst und Jetzt — und vielleicht schleicht sich dann doch noch Bitterkeit um den Verlorenen, sowohl sie tapfer Hingeopferte in seine Seele. Eine harte Natur wird sich aber immer wieder aufzurichten wissen, und ganz einsam sind ja auch nur jene, welche es nicht verstehen, sich unter allen Umständen einen Wirkungskreis zu schaffen, der ihren Betrachtungen verschafft. Und das Bewußtsein, eine gute, selbstlose Tat vollbracht zu haben, zieht dann wie ein Lichtstrahl durch lange, stille Jahre und ist beglückender als so manches Glänzende, das die Welt einem Kinde des Reichtums, das strahlend auf der hohen Flut des Lebens dahinschwimmt, bieten kann.

In jeder Menschenseele ruht der Trieb zum Opfermut; es kommt nur darauf an, ob er geweckt und genährt wird, oder ob er schon zeitig verdorrt, überwuchert von Selbstsucht und „Selbsterhaltungstrieb", mit welchem Worte manche Leute ihren nackten Egoismus zu umkleiden lieben, und wodurch sie ihre Abneigung, anderen mit Rat und Tat beizuspringen, verbergen. „Selbsterhaltungstrieb!" — das klingt wie eine berechtigte Entschuldigung für jede Herzlosigkeit, für unzählige Unterlassungssünden. Doch ist es lediglich ein Vorwand, um etwas Unangenehmem aus dem Wege zu gehen, es ist ein Spiel mit Worten, an deren Wahrheit man ja selber nicht glaubt.

Geflügelte Worte des Kaisers.

Wenige Monarchen unseres Zeitalters sind so häufig als Redner öffentlich hervorgetreten, wie Kaiser Wilhelm II. Der Kaiser liebt eine kraftvolle, bilderreiche Sprache, und in den 25 Jahren seiner Regierung hat er den Schatz der geflügelten Worte um mehr als eine Wendung von besonders anschaulicher Prägung bereichert. Unter den Mitarbeitern des unentbehrlichen „Büchmann" — der nur unfreiwillige Mitarbeiter hat — ist der Kaiser in der letzten Auflage nicht weniger als zehnmal aufgeführt, die meisten Male allerdings nur bei der Erwähnung älterer Zitate, die der Kaiser in seine Aeußerungen einflocht.

Das erste geflügelte Wort, dessen selbstständiger Schöpfer der Kaiser wurde, entstand 1890, zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung, als Fürst Bismarck entlassen worden war. Damals telegraphierte der Kaiser an den ihm befreundeten Grafen Görtz nach Weimar: „Der Kurs bleibt der alte . . ." Seit jener Zeit gilt der alte Kurs als Bezeichnung der Politik Bismarcks und der „neue Kurs" als Bezeichnung der Politik des Kaisers. Am 7. Januar 1891 schenkte der Kaiser dem Staatssekretär des Reichspostamtes Dr. Stephan zu seinem 60. Geburtstage sein Bild mit der eigenhändigen Unterschrift: „Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs. Er durchbricht die Schranken, welche die Völker trennen, und knüpft zwischen den Nationen neue Beziehungen an." Aus diesen Sätzen ist das Wort „im Zeichen des Verkehrs" als Merkmal unserer Zeit in den alltäglichen Sprachgebrauch übergegangen. Daß „Blut dicker ist als Wasser" hat Kaiser Wilhelm II. mehrmals, namentlich zum Hinweis auf die Stammesgemeinschaft mit den Vettern jenseits des Kanals, schriftlich und mündlich ausgesprochen, doch ist dieses geflügelte Wort schon in der englischen und skandinavischen Literatur am Anfang des vorigen Jahrhunderts nachweisbar. Den stärksten Widerhall fand der Kaiser, als er am 23. September 1898 bei der Einweihung des neuen Hafens in Stettin ausrief: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!"

Aus dem Leben des Wiener Anatomen Prof. Hyrtl.

Ein jüdischer Doktorand der Medizin, Namens Jerusalem, unterzog sich bei Hyrtl dem Rigorosum, und seine Angehörigen harren mit gespannter Ungeduld vor der Türe des Prüfungssaales des Ergebnisses. Da öffnet sich die Türe, und statt des sehnsüchtig erwarteten Kandidaten tritt Professor Hyrtl heraus, bei dem Anblick der Menge in die bekannte Elegie des Jeremias ausbrechend: „Weine, Israel, Jerusalem ist gefallen."

* * *

Ein Doktorand der Medizin, der nicht besonders vorbereitet war, wandte sich vor dem Examen an Hyrtl: „Herr Professor, ich konnte von der Anatomie nichts weiter studieren als die Leber, aber die Leber kenne ich wie kein zweiter. Wenn Sie mich nach etwas anderem, als nach der Leber fragen, bin ich verloren." „Ich liebe es, versetzte Hyrtl, „wenn die Leute von der Leber sprechen." Der Kandidat hatte seine Offenherzigkeit nicht zu bereuen, denn der Professor hielt beim Examen sein W

Die russische Studentin.

Der Typus der russischen Studentin ist seit mehr als 30 Jahren an den schweizerischen Hochschulen wohlbekannt. Also aus einer Zeit, da das Frauenstudium noch nicht zu den allgemeinen Erscheinungen der weiblichen Vorbildung gehörte. In diesen Jahren hat die russische Studentin eine Entwicklung, eine Evolution durchgemacht.

Wem schwebt, wenn er an die russische Studentin denkt, nicht eine hübsche, sachlich gekleidete, ernsthafte Gestalt vor, mit kurzem, dunklem Haar und intelligenten, glänzenden Augen, aus denen ein wahrer Heißhunger spricht? Sie kennen wir sie von früher her. Aus jenen Jahren, da die russischen Mädchen scharenweise ihre Heimat verließen, um ihren Wissensdurst drauhen „im Ausland" zu stillen. Sie dachten nicht daran, daß auch der leibliche Hunger gestillt werden will. Mit fünfzig Rubel in der Tasche traten sie ihre Wanderschaft an. Ihre Hoffnungsfreudigkeit, die Arbeitslust und die Bedürfnislosigkeit machten sie reich und ließen sie ruhig in die Zukunft blicken. Scharenweise fanden sie sich draußen zusammen. Die kleinen Monatswechsel, die sie nicht ganz verhungern, aber nur schlecht leben ließen, flossen in eine gemeinschaftliche Kasse; man bewarb sich um Stunden, erteilte sie für einen Hungerlohn — und arbeitete mit eisernem Fleiß dem Examen entgegen.

Ein Leben voll Arbeit und Entbehrungen.

So sehen die ersten Bahnbrecherinnen aus, die der Wissensdrang und die Notwendigkeit, sich einen Beruf zu schaffen, aus ihrer düsteren Heimat hinaustrieb.

Dieser Typus hat sich geändert. Wohl begegnen wir ihm noch hie und da, aber nicht mehr vorherrschend! Die studierenden jungen Damen, denen wir in den Auditorien der Universitäten begegnen, unterscheiden sich durch nichts von denen, die als gesellschaftsfähig gelten. Wie die Studentinnen früher mit der Verachtung ihrer äußeren Person prahlten, so verwenden sie jetzt für ihre Erscheinung jene feine Sorgfalt, die bedeuten soll, daß sie trotz Studiums und Strebens, sich einen Beruf zu schaffen und unabhängig zu werden, ihre weiblichen Eigenschaften nicht verleugnen.

Wir kennen heute beide Typen. Der Prozentsatz der an den deutschen Hochschulen studierenden Russinnen bleibt unverändert ein sehr bedeutender.

Angesichts dieser Tatsache erscheint die Frage interessant, was wohl aus all den Frauen wird, wenn sie wieder in ihre Heimat zurückkehren. Die Beantwortung dieser Frage ist nicht einfach. Das statistische Material ist durchaus unzulänglich und unzuverlässig. Nur eigene Beobachtung und Kenntnisse, die uns von persönlichen Beziehungen zugehen, ergeben das Material, aus dem wir Näheres über das Schaffen und die Leistungen der einstigen Studentin erfahren. Die große Anzahl der Frauen, die das Lehrerinnenexamen gemacht und philologische und philosophische Wissenschaften studiert haben, werden an höheren Schulen und Gymnasien — auch Knabengymnasien — angestellt. Diese Tätigkeit üben die Frauen auch aus, wenn sie sich verheiraten, weil in Rußland auch verheiratete Frauen angestellt werden.

Vor allem betreten wir das große Gebiet der russischen Aerztinnen. Das medizinische Studium sichert den meisten Studentinnen einen Beruf, der sie ernähert. Die Zahl der Aerztinnen ist in Rußland außerordentlich groß. Allerdings gilt es hier die höchste Opferfreudigkeit, das ganze Aufgebot von Kraft und Arbeitslust aufzubringen. Und wiederum haben es diejenigen am schwersten, die von der sozialen Not am härtesten betroffen werden. Wer irgendwie kann, bleibt in der Großstadt: Petersburg, Moskau, Riga, Kiew, Odessa usw. Die in den „Semstwos" (Landwirtschaftsverwaltung) ausgeschriebenen Aerztestellen bieten zwar ein festes Einkommen, aber die Behörden stellen Anforderungen, die nur von geistig und körperlich unverbrauchten Frauen erfüllt werden können, und werden nur ganz vereinzelt an Frauen vergeben.

Spruch.

Willst Du jeder Not entgehen,
Mußt Du still durchs Leben schreiten,
Willst Du keine Tränen sehen,
Darfst Du auch kein Glück verbreiten.
Jedes Glück gebiert ein Leid!
Ungestraft ward keiner fröhlich,
Keiner schon auf Erden selig.
Schmerz ist unser Weggeleit,
Unser Zehrbrot Not und Neid.
Soll das Leid Dich nicht erdrücken,
Mußt Du Dich zur Erde bücken,
Darfst nicht auf zur Sonne blicken,
Mußt für Dich im Staube gehen,
Darfst kein Glück Dein Eigen nennen,
Darfst für Edles nicht entbrennen,
Darfst nicht in die Weite spähen.
So nur kannst Du friedlich leben,
Ohne Wünschen, Hoffen, Streben
So dem Schicksalsschlag entgehen.

— Er hat recht. Polizist (zu einem Betrunkenen): „Stehen Sie doch auf!"

Betrunkener: „Zu was? I' fall' ja doch glei' wieder um!"

Apparter Schnitt verleiht den neuen Motor Coats Individualität. Das apparte und originelle Anbringen von Säumen und der exzentrische Schnitt machen die neuen Motor Coats interessanter. Der hier abgebildete Coat ist für Sommergebrauch bestimmt und ist aus kohlfarbigem Mohair und Worsted Melierung gemacht, ein Stoff, der leicht ist und ganz besonders für Motorfahren geeignet ist, da infolge seiner glänzenden Oberfläche der Staub leicht abzuschütteln ist. Der Coat wird über einem braun seidenen Kleid getragen.

Für die Küche.

Warme einfache Geflügelpastete. Aus einem halben Pfund gebratenem, gehacktem Hühner- oder Taubenfleisch mit einem Pfund Butter, zwei Löffeln Kapern, vier Eidottern, dem Schnee von zwei Eiweiß, gehackten Sardellen, etwas Salz, ein wenig Bratensauce und zwei in Brühe eingeweichten und ausgedrückten Semmeln macht man eine Farce und bäckt diese in Blätterteig rund auf der Schüssel.

Kirschen-Dessert. Zwei Pfund Sauerkirschen werden mit 1¼ Pfund Johannisbeeren zerdrückt und der Saft filtriert. Inzwischen klärt man ¾ Pfund Zucker und vermischt ihn nach dem Erkalten mit einzehntel Pfund Gelatine, einem Glase Weißwein und etwas Rum, füllt das Ganze in eine Sturzform, in der man es erkalten läßt und dann zum Erstarren in Eis eingräbt.

Pfirsiche in Gläser einzumachen. Um 4 Quartgläser zu füllen, nimmt man 40 große, schöne, reife Pfirsiche, schneidet sie in Hälften, entfernt den Stein, schält sie dünn ab und legt sie in kaltes Wasser. Dann setzt man einen Kessel mit 1 Quart Wasser und 4 Pfund Zucker über das Feuer und läßt einige Minuten kochen, entfernt allen schwarzen Schaum, gibt die Pfirsiche in den Syrup und läßt sie weich kochen, wobei man acht geben muß, daß sie nicht zu lange kochen. Ein großes Handtuch taucht man in kaltes Wasser, stellt die trockenen Gläser auf das Tuch und füllt sie mit der heißen Frucht zum Ueberlaufen, schraubt sie rasch zu und stellt sie kalt.

Hafergrütze mit Sirup. Hierzu verwendet man am besten die bekannten Quaker Oats, von denen man ein ¼ Pfund in halb Wasser, halb Milch unter Beigabe von etwas Salz, 1 Stunde kochen läßt. Zuletzt wird etwas Butter untergerührt und nachdem man die Grütze auf die Teller gegeben hat, gießt man noch etwas Milch oder Sirup darüber. Dieses nahrhafte Gericht ist besonders beliebt bei Kindern, denen man es statt des Morgenkaffees oder als Abendbrot geben kann.

Ungekochtes Johannisbeeren-Gelee. Möglichst reife Johannisbeeren, zur Hälfte rote, zur Hälfte weiße, werden von den Stielen gepflückt, durch ein Tuch gepreßt und der Saft mehrere Stunden ruhig hingestellt, worauf man ihn klar vom Bodensatz abgießt und auf jedes Pfund Saft 1¼ Pfund feingestoßenen und gesiebten Zucker rechnet, den man löffelweise nach und nach zu dem Saft rührt, welcher auf diese Art in einer Porzellanschüssel mit einem Holz- oder Porzellanlöffel zwei Stunden ununterbrochen nach einer Seite hin umgerührt werden muß; dann füllt man ihn in Büchsen, wo er nach einigen Tagen zu Gelee erstarrt. Das auf diese Weise bereitete Gelee zeichnet sich durch besonders feinen Fruchtgeschmack aus, hält sich aber bei weitem nicht so lange, wie das gekochte und muß deshalb bald verbraucht werden.

Hammelrücken mit Tomaten. Kochdauer: zwei Stunden. Für sechs Personen. Einen altgeschlachteten Hammelrücken befreit man gründlich von Haut und Fettheilen, klopft ihn tüchtig und legt ihn in eine Marinade von schwachem Bieressig, Zwiebeln, Nelken, Lorbeerblatt und Wacholderbeeren. Nach drei bis vier Tagen nimmt man das Fleisch heraus, salzt es, spickt es reichlich mit feinen Speckstreifen und brät es mit 3 Unzen brauner Butter begossen in einer Bratpfanne bei fleißigem Begießen gar. In der letzten Stunde gibt man einen Suppenteller voll kleiner, fester Tomaten neben dem Braten in die Pfanne und läßt sie mit gar werden, während man nach und nach kochendes Wasser und ¼ Pint sauren Rahm zufügt. Dann wird der Braten herausgenommen und mit den Tomaten garniert angerichtet. Die Sauce kocht man mit etwas Mehl und Wasser sämig, treibt sie durch ein Haarsieb und reicht sie mit einem halben Teelöffel Maggiwürze vermischt zum Braten.

Pfirsiche in Dunst einzumachen. Man halbiert und schält 50 reife Pfirsiche, entfernt den Stein und packt die Frucht in 5 Quart-Gläser, läßt 3 Pfund Zucker mit 3 Pint Wasser zum Kochen kommen, gießt den Syrup über die Frucht in die Gläser, macht sie fest zu, stellt sie mit Tüchern umwickelt in einen Kessel mit lauwarmem Wasser und läßt sie 30 Minuten kochen; man rechnet von da ab, wo das Wasser zu kochen anfängt. Man nimmt sie dann heraus, sieht nach, ob die Gläser luftdicht sind, und stellt sie kalt.

Marmelade Dreimus. Drei Quart Himbeeren, 3 Quart Johannisbeeren, 3 Quart ausgesteinte saure Kirschen, 3 Pfund Zucker. Die Früchte werden verlesen, gewaschen, von den Stielen gestreift, mit dem geriebenen Zucker in einen Einmachkessel getan und unter beständigem Rühren so lange gekocht, bis die Masse steif ist. Wenn Früchte und Zucker ordentlich kochen und abgeschäumt sind, läßt man sie zur Seite langsam kochen. Nach ungefähr zwei Stunden ist die Marmelade fertig.

— **Gerechte Entrüstung.** Frau: „Ich glaube gar, Du hast schon die achte Maß, und ich bin noch bei der ersten halben."

Mann: „Schau, das empört mich eben so, daß ich halt immer noch eine trinken muß."

— **Leider!** Diener: „Herr Doktor, es war vorhin ein Herr hier, der fragte, ob Sie nicht zu Hause wären, da er Ihnen ein paar Maulschellen geben wolle."

Kritiker: „Nun, und was haben Sie geantwortet?"

Diener: „Ich hab' gesag: Ich bedaure unendlich, aber Sie wären leider nicht zu Hause!"

— **Lottchen** hat zu ihrem Geburtstag einen Raffaelschen Engel geschenkt bekommen. Das Bild ist über ihrem Bettchen angebracht worden. Nächste Weihnachten kommt der zweite Raffaelsche Engel dazu. Da sagt Lottchen stolz zu ihrer kleinen Freundin:

„Du, sieh mal, jetzt haben sich schon zwei Engel für mich photographieren lassen."